Nr. 204. XX. Jahrgang. Dienstag, 30. Juli 1912.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8997. Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 30 Pf., für auswärts 35 Pf., für das Ausland 40 Pf., 40 Pf. für auswärts 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile 1.50 Mk., mit Platzvorschrift 2 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Hilfsgebühr 20 Pf. Anzeigen von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Anzeigen ist unzulässig. Unsere Dresdner und auswärtigen Annoncenbureaus sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und Bedingungen an.

Bezugspreis: In Dresden und Vororten monatlich 80 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, auswärts durch unsre Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Illustrierte Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 75 „ „ „ 2.25 „
In Österreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.53 „ „ „ 4.57 „
Nach dem Auslande in Kreuzb. wöchentlich 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten. Roman siehe Seiten 9 und 10. Dresdner Sportzeitung Seite 6.

Neu-Kamerun.

Auf wieviel Spott und Hohn ist einst der Sansibar-Vertrag überschüttet worden, der uns gegen die Abtretung wichtiger Rechte in Ostafrika die kleine Insel Helgoland gebracht hat. Heute braucht man sich nur zu fragen, um wieviel schwieriger unsre Lage wäre, wenn sich Helgoland noch im Besitz Englands befände, und was die britische Admiralität wohl darum geben würde, wenn diese weit vorgeschobene Position gegenwärtig nicht in den Händen Deutschlands, sondern Englands wäre. Aber wenn hier und in manchen andern Fällen die öffentliche Meinung im Unrecht gegen die Regierung gewesen ist, so ist sie doch in zahlreichen andern leider nur zu sehr im Recht gewesen, und es wäre zu wünschen, daß man auf sie mehr gehört und geachtet hätte, als es leider geschehen ist.

Das trifft ganz besonders auf das Kongogebiet zu, das Frankreich in dem Abkommen vom 4. November 1911 an das Deutsche Reich abgetreten hat. Freilich war es hier nicht bloßer Instinkt, der die öffentliche Meinung bei ihren abfälligen Urteilen über diese sogenannte Kompensation für unser volles Zurückweichen in Marokko geleitet hatte. Sie konnte sich auf die Gutachten sehr sachverständiger Afrikaner sowohl in Frankreich als auch in Deutschland stützen. Natürlich wurde alsbald versichert, daß diese Sachverständigen nichts verstünden, daß der Kongo Français ein höchst wertvolles Gebiet sei und daß die uns zufallenden Stücke unsre beste Tropenkolonie in ausgezeichneter Weise abrunden und ergänzen würden. Selbst als bekannt wurde, daß der Kolonialstaatssekretär v. Lindequist es abgelehnt habe, diese fragwürdige Kolonialerwerbung vor dem Reichstage zu vertreten, und es vorgezogen habe, seinen Abschied zu nehmen, um dieser Notwendigkeit überhoben zu sein, wurde die offiziöse Beschwichtigung unverdrossen fortgesetzt.

Nun aber ist es das Reichskolonialamt selbst, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf unsre neue afrikanische Erwerbung lenkt, der man den besser und angenehmer klingenden offiziellen Namen „Neu-Kamerun" gegeben hat. Das Reichsamt hat den Assessor Karl Ritter auf Grund der bisher vorliegenden Mitteilungen eine Beschreibung dieses neuen Kolonialgebietes veröffentlichen lassen. Sie bestätigt leider so ziemlich alles, was unsre öffentliche Meinung darüber gedacht und geäußert hat. Vor allen Dingen wird klipp und klar zugestanden, daß dieses Gebiet nicht nur kein Ansiedelungsland, sondern sogar auch für einen nur vorübergehenden, wenige Monate währenden Aufenthalt von Weißen geradezu mörderisch ist. Es wird ferner rund heraus gesagt, daß selbst das Ostgebiet, das die verhältnismäßig besten meteorologischen und klimatischen Verhältnisse hat, von der schrecklichen Schlafkrankheit durchseucht und als der Herd zu betrachten ist, von dem aus sich die Krankheit auch nach Alt-Kamerun verbreitet hat. Ueberall kommt die Tsetsefliege vor, die bekanntlich die Trägerin der Keime ist, aus denen diese Seuche entsteht. Ein großer Teil der eingeborenen Bevölkerung ist infiziert. Aber wenn man eine Zeitlang angenommen hatte, daß die Weißen gegen die Schlafkrankheit immun seien, so ist diese Vermutung durch zahllose Tatsachen längst widerlegt worden. Im Pariser Institut Pasteur befinden sich über 30 Weiße, die sich im Congo Français die Schlafkrankheit geholt haben, in ärztlicher Behandlung. Daß daneben auch die Pocken grassieren und unter den Eingeborenen große Verwüstungen anrichten, darauf braucht man kein Gewicht zu legen. Gegen diese Epidemie kann durch Impfungen in großem Maßstabe erfolgreich angekämpft werden, was die Franzosen unterlassen hatten. Aber gegen die Schlafkrankheit ist noch kein Kraut gewachsen, ihr stehen wir machtlos gegenüber. Sie macht die neue Erwerbung zu einem wahren Danaergeschenk, dem die schlauen Franzosen innerlich nicht sehr nachtrauern werden. Auch daß daneben unter den Eingeborenen Lepra und Geschlechtskrankheiten sehr verbreitet sind, ist eine wenig angenehme Zugabe, auf die wir gern verzichtet hätten. Desgleichen wird man im Süden die übermäßige Feuchtigkeit und die Mückenplage, im Norden den Sonnenbrand nicht als Gewinn verbuchen können.

Wo viel Schatten, da ist im allgemeinen auch viel Licht. Dies Wort scheint jedoch auf Neu-Kamerun nicht anzutreffen. Da gibt es nur sehr wenige, vereinzelte Lichtblicke. Dazu gehört, daß das neue deutsche Kolonialgebiet stellenweise sehr kautschukreich ist und in dieser Beziehung einen ansehnlichen Gewinn verspricht. Freilich scheinen die französischen Vorbesitzer vielfach Raubbau getrieben zu haben, denn an zahlreichen Stellen ist mit den Kautschukbeständen schon ziemlich aufgeräumt. Immerhin ist in dieser Hinsicht viel zu erwarten. Sehr schwierig dürfte sich aber die Arbeiterfrage gestalten. Die Kongoneger sind von Natur zu einer intensiven Tätigkeit nicht geeignet. Dazu kommt, daß eben die Schlafkrankheit und die andern Seuchen sie vielfach entnervt und arbeitsunfähig gemacht haben. Alles wird davon abhängen, ob es gelingen wird, fremde farbige Arbeiter in genügender Anzahl, sei es aus China, sei es aus Britisch-Indien, heranzuziehen. Bekanntlich wird dies neuerdings infolge strenger Maßnahmen gegen die Arbeiterausfuhr namentlich in Britisch-Indien, aber auch in China und Korea, immer schwieriger, so daß es also mindestens nicht leicht sein wird, die etwa vorhandenen Schätze über und unter dem Boden in Neu-Kamerun tatsächlich und gewinnbringend zu heben.

Daß für eine energische und zielbewußte Verwaltung, namentlich nach Kaltstellung der französischen Konzessionsgesellschaften, die das Land naturgemäß nur ausgebeutet haben, trotz alledem manche Erfolge erzielt werden könnten, ist fraglos. Es gibt dort außer Kautschuk auch Elfenbein, Nutzhölzer, Oele, Fette, Kakao, Kaffee und in geringen Mengen Baumwolle. Bisher war die Ausfuhr recht unbeträchtlich. Das lag aber hauptsächlich an den mangelhaften Verkehrsverhältnissen. Eisenbahnen gibt es dort bisher überhaupt noch nicht und verschiedene Flußsysteme sind je nach dem Wasserstand nur mit Schwierigkeit passierbar. Hier wird die deutsche Pionierarbeit vor allem einsetzen und für gute Verkehrswege sorgen müssen. Aber freilich, die nächste Sorge liegt auf einem ganz andern Gebiete. Aus der Denkschrift ersehen wir, daß in unserm neuen Kolonialgebiet nicht weniger als acht große französische Konzessionsgesellschaften vorhanden sind, denen zum Teile sehr ausgedehnte und wichtige Vorrechte verliehen worden waren. Darunter befindet sich die Compagnie Forestière Sanga Oubanghui, die aus einer Verschmelzung von zehn Gesellschaften entstanden ist, und von deren Reingewinn (sie zahlte 15½ Proz. Dividende) nach Dr. Ritters Berechnung etwa 90 Proz. auf dem jetzt deutsch gewordenen Boden erzielt worden sind. Demgemäß hat sie nach den Berner Beschlüssen vier Fünftel ihrer Steuern an Deutschland zu zahlen. Daß eine der Gesellschaften, die übrigens mit Unterbilanz arbeitet, noch eine Konzession auf 30 Jahre haben soll, ist neu; bisher hat davon nichts verlautet. Auch einigen andern Gesellschaften scheint es nicht gut zu gehen. Das Kapital einer davon ist holländischer Besitz. Mehrere Gesellschaften sind ganz auf deutsches Gebiet gekommen.

Man sieht, wir haben keinen Grund, auf diesen neuen Kolonialerwerb sonderlich stolz zu sein, und die öffentliche Meinung hat sich bei ihrem abfälligen Urteil über das deutsch-französische Abkommen vom 4. November 1911 auf nur zu richtiger Fährte befunden. Immerhin dürfen wir auch nicht mutlos werden, sondern müssen tapfer an die Arbeit gehen, um aus dem neuen Erwerb herauszuholen, was irgend möglich ist. Nehmen wir uns darin die Engländer zum Vorbild, die beispielsweise aus Malta, das nur ein nackter Felsen war, als es in ihre Hände gelangte, einen blühenden Garten zu machen verstanden haben.

Schweres Unglück auf Rügen.

Einsturz einer Landungsbrücke. — Zahlreiche Ausflügler ertrunken.

Auf Rügen, wo erst vor wenigen Tagen zwei Damen ertranken, hat der letzte Sonntag eine furchtbare Katastrophe gebracht, durch die die Sommergäste aller Ostseebäder in die höchste Aufregung versetzt und auch ihre Angehörigen daheim äußerst beunruhigt werden. In Binz, einem der besuchtesten Orte auf Rügen, stürzte eine Landungsbrücke ein, auf der sich gerade Hunderte von Menschen dicht drängten und die Ankunft eines Dampfers erwarteten. Zahlreiche Personen fanden den Tod in den Wellen, andre wurden durch die niederbrechenden Balken verletzt. Daß ein so großes Unglück geschehen konnte, ist um so beklagenswerter, als es durch eine vermehrte Umsicht leicht hätte vermieden werden können. Es ist keine Katastrophe von einziger Art, die nicht vorauszusehen war. Aehnliche Unglücksfälle haben sich schon viel zu oft ereignet, und man hat aus den traurigen Erfahrungen keine Lehre gezogen. Landungsbrücken sind überall schwache Bauten, die eine übermäßige Belastung nicht vertragen, und wenn man in Binz auf einem solchen Holzsteg, der weit hinaus in das Meer ragt, ein Gedränge entstehen ließ, das verhängnisvoll wurde, so

mangelt es an Sicherheitsmaßregeln,

die das Leben der Sommergäste und Touristen schützen. Zahlreiche Familien sind heute infolge dieser Nachlässigkeit in tiefe Trauer versetzt. — Wir erhalten den folgenden Bericht über die Katastrophe:

+ **Binz, 29. Juli. (Priv.-Tel.)**

Die Seebrücke war gestern von etwa 1000 Personen besetzt, die den Dampfer „Kronprinz Wilhelm" erwarteten. Als der Dampfer anlegen wollte, stieß er so heftig an, daß die überlastete Brücke beschädigt wurde. Das Geländer zerbrach und über 100 Personen stürzten in die See, die nur zum Teil gerettet wurden. Das Unglück ist größer, als zuerst angenommen wurde. Bis heute vormittag sind

21 Leichen geborgen,

Männer, Frauen und Kinder. Die wenigsten Namen konnten bisher festgestellt werden, da es sich zum größten Teil um Ausflügler handelt, die am Vormittag in Binz zum Pferderennen eingetroffen waren. Die meisten Toten sind vermutlich Kurgäste aus Sellin, Göhren, Tyssow und aus Greifswald. Unter ihnen befindet sich

ein Knabe aus Sachsen

namens Hans Mauersberger. Er stammt aus Radeberg. Es wird befürchtet, daß noch mehrere Leichen zwischen den Balkentrümmern im Wasser liegen.

Der durchbrochene Landungssteg befindet sich an dem äußersten Ostende der Prinz-Heinrich-Brücke, ist ungefähr 100 Meter lang und 2½ Meter breit. Die Brücke selbst war von etwa 1000 Personen besetzt, die Bruchstelle von etwa 200 Personen, von denen im Augenblick des Zusammenbruchs etwa die Hälfte ins Wasser stürzte. Die meisten wurden von den Matrosen aus dem Wasser gezogen. Etwa 25 Personen sind verletzt worden. Die Wiederbelebungsversuche waren in der Mehrzahl der Fälle von Erfolg.

Der Einsturz der Landungsbrücke wird, wie ferner aus Binz telegraphiert wird, auf den großen Verkehr infolge der Anwesenheit der Kriegsschiffe zurückgeführt. Die Landungsbrücke galt als der Lieblingsaufenthalt der Badegäste.

Die ungeheure Verwirrung,

die infolge der Katastrophe zunächst eintrat, läßt sich schwer beschreiben. Im Wasser trieben vor Schreck halb wahnsinnige Leute und klammerten sich an die Trümmer der Brücke an. Vom Lande drängte die Menge unter wildem Schreien nach dem stehengebliebenen Teile der Brücke. Im Augenblicke höchster Not erschienen die Matrosen des Schlachtschiffes „Preußen" von der dritten Division des in Binz vor Anker liegenden Hochseegeschwaders mit Booten zur Hilfe. Ein auf der Brücke befindlicher Seeoffizier hatte sofort den Schlachtschiffen „Preußen", „Pommern", „Hessen" und „Schlesien" Notsignale gegeben. Auch die Mannschaft der „Pommern" rettete viele Personen.

Plakate.

Von Hermann Konsbrück.

Jedes Plakat ist ein Anruf: „Halt!" — ein Befehl: „Beachte mich; kaufe, was ich anpreise!" Das Plakat hat suggestive Wirkung: sein Hupensignal hemmt den eiligen Schritt des Menschen, der hinter dem Taler herläuft, und veranlaßt ihn, noch Taler auszugeben: hier ein Buch, ein Theaterbillett, für den Anblick eines Clowns oder den einer Nackttänzerin. Ein Wunderschwein mit 9 Köpfen und 36 Beinen zieht eine ganze Stadt an sich — der Magnet Plakat wird hingehalten und alle kommen und bezahlen!

Das Plakat ist ein Stück Zeichnung: Es unterrichtet und ersetzt die Gattung Mensch, die es erwordet und ausgerottet hat bis auf die traurigen Ueberbleibsel, die in Hinterwalddörfern ihr Dasein fristen: „Die öffentlichen Ausrufer." Es hat die Kraft, den Willen der Leute zu lenken; es versteht sich auf die Kunst des Verkäufers, der ein schweres Los ins wird an einen Herrn, dessen Absicht es war, ein Paar Stiefel zu kaufen.

Das Plakat kann seine Aufgabe gut erfüllen, sein Hupendreiklang darf harmonisch sein. Durch Schönheit, Geist und Witz wird es stärker auffallen, als durch plumpes Geschrei und wüste Gesten. Schriftzeichen werden selten ganz zu entbehren sein, obwohl Plakate ohne sie denkbar sind.

Wird morgens das textlose Wunderschwein angeklebt, dann ist schon um Mittag eine Völkerwanderung nach dem Platz der Stadt, auf dem allein Wunderschweine gezeigt werden: ihn kennen die ältesten Leute und die jüngsten Gassenbuben!

Durch die Darstellung einer weniger fabelhaften Sache kann es typisch sein, daß Schrift im Plakat fast entbehrlich ist: der höchst wirkungsvolle Reklametrick — schriftlose Bildplakate anzukleben, die durch kurze Anzeigen in den Zeitungen erläutert werden — scheint fast unbekannt zu sein. Ganz unbekannt ist es sicherlich, daß man mit einem guten Bilderrätselplakat in höchstens einem Jahr Millionär werden kann.

Fast immer genügen neben dem Bild 2 oder 3 Worte — und da man das nicht glaubt, so macht man heute die vielen Plakate, deren Schriftfettbauch nur mit Karlsbader Salz zu heilen wäre.

Plakate sind Wegweiser! Gute Wegweiser kennen nur Orts- und Meilenangaben — sie sind niemals Baedeker-Auszüge! Die über die Gebäude große Redseligkeit der Plakate, die so lange predigen, daß man am Schluß den Anfang längst vergessen hat, ist ein Haupt- und Kapitalverbrechen gegen Sinn und Zweck der Reklame; in Autos und Tramwagen bewegt man sich auch in Städten mit 10 bis 15 Kilometer Stundengeschwindigkeit — dabei kann man einzelne, recht groß gedruckte Worte aufschnappen, niemals eine Rede von 2—5 Minuten Länge.

Es ist kein Zufall, daß Plakate an Bahnlinien, auf Dächern — auch Lichtschriften — möglichst wortkarg, knapp und schlagend — also gut sind.

Verwandt mit Straßenplakaten ist die Anzeige, auch für sie gelten die Plakatgesetze, die Netze, mit denen Auge und Schritt des Lesers gefangen werden. Der knappste Text ist der beste — Romankapitel werden nur unter dem Strich gelesen.

Der lange Text braucht so viel Raum, daß er mit gewöhnlichen Typen gesetzt werden muß: er sticht also nicht ab gegen die Umgebung. Zwei, drei auch fünf Worte, gut im Raum verteilt, gut gezeichnet und klischiert — ein einfacher, aber aparter Rand erhöht die Wirkung —, solche Anzeige fällt auf und wird gelesen. Sie gleicht der knappen Ansprache, dem Befehl eines Heerführers — ein Napoleon, der Wortgeschwefel macht, erzwingt sich nie den begeisterten Gehorsam seiner Truppen, er stürmt nie eine Brücke von Lodi!

Alle Bilddarstellungen in Plakaten und Klischees unterstehen im höchsten Maße denselben Gesetzen der Flächen- und Raumwirkung, die die Güte der Malerei, der graphischen Kunst, ja sogar die der Architektur bedingen. Naturwiedergabe ist Todsünde — Naturübersetzung das Heil! Plakat und Klischee sind Geschwister des Holzschnittes, dessen primitiver, grober Sprachtechnik das Zierliche, Feine und Raffinierte bei Darstellungsproblemen widerspricht. Nur durch klare, einfache Striche und Flächen, nur durch das gute Abwägen der Flächen und Massen, nur durch die Projektion aller in der Natur in verschiedenen Ebenen liegenden Flächen in eine Bildebene — nur so allein entsteht der große Stil, der, verwandt mit Monumentalmalerei, hier vonnöten ist.

Die perspektivische Wirkung, die Maler und Zeichner mit Schatten und verschiedenen Tönen steigern, kann hier nur durch einfache, klare Größenunterschiede der im Raum hintereinander liegenden Flächen — projiziert in die Bildebene — erreicht werden. Etwas dem Schattenbild ganz ähnliches ist am Platz, Malerei und Zeichnung allein — sie mögen so vortrefflich sein wie sie wollen — sind unmöglich.

Sie sind unmöglich an sich und in Verbindung mit der Schrift, die künstlich, vielleicht kunstvoll ist; es ist stilwidrig, mit ihr zusammen die Wiedergabe der nicht übersetzten Natur zu bringen.

Dem einfachen Wesen des Plakates liegt die Verwertung oder Schwarz-Weiß am nächsten. Dasselbe „Schwarz-Weiß-Ornament" muß als kleines Klischee so gut wirken, wie als Riesenplakat auf einer Hauswand. Farben können kräftig, auffallend und doch harmonisch sein — ähnlich wie beim Text liegt auch hier die gefährliche Wolfsgrube: „Zu viel" nahe. Die Lokalfarbe einer Ware, das Braun der Zigarre etwa, kann Grundton sein, zu dem sich eine gute Komplementärfarbe — die der Schrift — gesellt. Naturalismus jeder Art ist auch hier ein Uebel, ein Uebel, an dem unsre Plakatsäulen und Tafeln über die Gebühr leiden.

Die Gründe dieser Krankheit sind leichter genannt als getilgt!

Die hochentwickelte Reproduktionstechnik verführt viele Maler, deren Gefühl für Flächenkunst schon an sich schwach entwickelt ist, zu bildhaften Darstellungen; der Drucker liebt diese Mehrfarbenbilder, weil sie ihm mehr Geld bringen wie einfache Ein- oder Zweifarbendrucke.

Wüßten die Auftraggeber endlich besser, was ihnen frommte, so wäre der Auftrag seltener Veranlassung von Bildchen, die ihrem Beruf, Plakat zu sein, gründlich verfehlt haben.

Ein Beispiel mag zeigen, wie sehr Auftraggeber im unklaren sind über das Wesen der gesunden Reklame.

Auch Rückwände von Abreißkalendern sind Plakate, gedruckt im Auftrag von Firmen, die sich tagtäglich bei den Leuten stumm und eindringlich empfehlen, die die Datumblättchen betrachten und abreißen. Gewöhnlich hängen diese Innenplakate in Schreibstuben aller Art. Der „Reklamechef" einer großen Firma, der einen starken Entwurf für eine Kalenderrückwand ablehnte mit den Worten: „Ich brauche ein hübsches Bild, das sich eine Dame auch in ihr Boudoir hängt" — beweist mit seinem Wunsche eine mehr als andeutende Unkenntnis der Zusammenhänge! Die räumlich nicht sehr große Kalenderrückwand darf kein Bildchen, sondern muß Plakat sein, das in großen Räumen wirkt. Daß die „Dame", die Bureau- und Kontorinventar in ihrem „Boudoir" verwertet, weder ein Boudoir haben, noch Dame sein dürfte, kann kaum bezweifelt werden.

Kleines Feuilleton.

= **Programm für Dienstag.** Residenztheater: „Die Schmuggler", 8. — Zentraltheater: „Ein Walzer vor Chopin", 8.

= **Residenztheater.** „Geisterstunde", ein Schwank aus der Wirklichkeit, von John Lehmann und Eberhard Buchner... Wie gut, daß diese Geisterstunde schon um 10. Uhr schlug und somit die gelähmten Geister aus dem Bereiche absoluter Geistlosigkeit in die linde Sommernacht entließ! Dies war nahezu die schlimmste in einer Reihe von Enttäuschungen. Nur ein paar immerhin noch ziemlich billige Witze leuchteten in greller Farbigkeit auf der grauen Oede dieses angeblichen Schwankes aus einer unmöglichen „Wirklichkeit". Heldenmütig und verzweifelt kämpften die Schauspieler, ein paar verlorene Wanderer in unermeßlichen Wüsteneien. Ihren Opfermut lohnte kärglich der willige Beifall einer spärlich erschienenen Zuschauerschar — lohnte sie besonders da, wo sie in ihrer Verzweiflung gegen so viel Plumpheit einmal auch auf gröbere Wirkungen nicht ganz verzichteten. Das spürte man besonders bei der Frau Kunze Ida Kattners, die doch sonst erst in der Jungfer Salome eine gesunde und von Uebertreibungen freie Komik bot, spürte es auch bei der lächerlichen alten Jungfer der Frau Münchheim und ein wenig auch bei dem sonst vortrefflichen Herrn Kunze Hermann Wielands. Unter den Nebenpersonen sind Grete Bäcks Elli Rathusius, M. Hanschmanns Oberregierungsrat und O. Wolfs Theo Müller zu nennen. K. Bl.

= **Ein Marées-Museum in Dresden?** Man schreibt der „Voss. Ztg." aus Dresden: Vor kurzem gingen wieder einmal Notizen durch die Presse, in denen für die Errichtung eines Marées-Museums in München eingetreten wurde. Die in Schleißheim, in Berlin, in Neapel und noch andern Orten verstreuten Werke des Meisters sollen dort gesammelt und zu einem Gesamtbild des Marées'schen Werkes vereinigt werden. Es ist in Dresden Stimmung vorhanden, das Marées-Museum in der sächsischen Hauptstadt zu gründen, in der bekanntlich Marées ebenfalls längere Zeit gewirkt hat und wo auch das bekannte Selbstbildnis von 1872 entstanden ist, das vor einiger Zeit die Dresdner Gemäldegalerie erworben hat. — Sollte sich, fügt das

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19120730/1